

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen.

1703 für Anhalt und Thüringen. 1928



Belegpreis: monatlich 2 G.-M., bei zweifacher Zustellung 2 50 G.-M., auswärts 3 G.-M., bei dreifacher Zustellung 3 50 G.-M., bei vierfacher Zustellung 4 50 G.-M., bei fünfmaliger Zustellung 5 50 G.-M., bei sechsmaliger Zustellung 6 50 G.-M., bei siebenmaliger Zustellung 7 50 G.-M., bei achtmaliger Zustellung 8 50 G.-M., bei neunmaliger Zustellung 9 50 G.-M., bei zehnmaliger Zustellung 10 50 G.-M., bei elfmaliger Zustellung 11 50 G.-M., bei zwölfmaliger Zustellung 12 50 G.-M.

Halle - Saale

Freitag, 16. März 1928

Anzeigenpreis: Die 10spaltige Zeile am besten Platzes 15 Pf. kleine Anzeigen 8 Pf. Familien-Anzeigen 6 Pf. Geschäfts-Anzeigen 4 Pf. Die Abrechnung 30 am besten Platzes 10 Pf. Die Abrechnung nach Tarif. Erstattungen für alle Sachen (Sache). Für Wagnisfreiheit und Verantwortlichkeit garantieren wir keine Garantie.

Verlagsanstalt: Berlin: Bernauer Str. 30. Fernamt: Amt Köpenick Nr. 6290. Kleine Berliner Schriftleitung - Verlag von Otto Kretzschmar, Halle-Saale

Demokratische „Bauernfreundlichkeit“!

Polizeiknüppel gegen Bauernnot

Die Verlogenheit der Demokratischen Partei — Wütende Enttäuschung über die eigene Blöße — Die Polizei soll gegen den Bauern mobilisiert werden

Nichts kennzeichnet deutlicher die Verlogenheit demokratischer „Bauernfreundlichkeit“ als das Verhalten der Demokraten zu der Forderung der deutschen Bauernschaft. Als die ersten Nachrichten über die verwerfliche Haltung unter der deutschen Bauernschaft in die Presse drangen, witterte die Demokratie Morgensicht. Jetzt endlich schien die Gelegenheit gekommen zu sein, einmütig und im trübsten Frieden zu können, und so sprach man von der spontanen Bewegung unter der deutschen Bauernschaft (selbstverständlich mit den höchsten Stellen auf die „verlethene“ Landbewirtschaft), gab zu, daß es sich dabei um einen impulsiven Ausbruch der Notwehr eines Standes handelte, der sich an den Rand des Abgrundes gedrängt sieht.

Zur weiteren Enttäuschung der demokratischen Zeitkritiker war aber der deutsche Bauer so anpruchsvoll, sich mit solchen Worten nicht begnügen zu wollen, er will endlich seinen Forderungen nach Durchgreifende Zeiten, nicht halbe Maßregeln, die zu nichts führen, als das Gerede zu verhängen. Auch eine andere Hoffnung der Zinsen erfüllte sich nicht. Die Bauernbewegung ließ sich trotz einiger Agitation nicht zu einer Kampfbewegung des Reichsbund vereinfachen. Die Forderungen von Bauern, die in ihren Kreis- und Provinz-Versammlungen demonstrierten, markierten in der öffentlichen Front unter dem grünen Lechenerbanner. Stärker kam es zur Erkenntnis, daß wenn jemand helfen kann, es ein selbstgestellter Reichsbund ist. Diese Enttäuschung qualifiziert die demokratische Presse mit einem allgemeinen Enttäuschungsbericht über „Landbundesbewegung“, „Landbundesbewegung“, „Landbundesbewegung“ und mit anderen Gemeinlichkeiten mehr. Der deutsche Bauer kann für diese Bemerkung nur dankbar sein und er wird nicht ohne Verwunderung feststellen, daß sich die Demokratische Partei in ihrer wütenden Enttäuschung sogar die Blöße gibt, gegen die Bauernnot die preußische Polizei mobilisieren zu wollen. So hat im preussischen Landtage die demokratische Fraktion eine kleine Anfrage mit der Forderung eingebracht, das preussische Staatsministerium solle erklären, was es zu tun gedenkt, um der

lofen Drahtzieher dieser Aktion strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehen“.

Ein billiges Verlegenheitsmittel

Es ist bekannt, daß die verantwortlichen preussischen Stellen gegenüber der deutschen Agrarnot eine Vogel-Strauß-Politik betreiben, da sie sich infolge des Mißlingens aller Deesorganisationsversuche durch die deutsche Bauernschaft in die Defensive gedrängt sehen. Daß der preussische Landwirtschaftsminister Dr. Steiger heutzutage Vertreter der Landwirtschaft nicht hört und nicht hören will, ist bekannt. Sein Verhalten wird aber jetzt treffend illustriert durch folgenden Brief, den der preussische Ministerpräsident Braun unter dem getriebenen Datum an den Reichs-Landbund richtete. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„An den Reichs-Landbund usw. Auf Ihre Zuschrift vom 9. d. M., in der Sie mir mitteilen, daß eine Deputation des Pommerischen Landbundes am 16. d. M. nach Berlin komme und bitte, wir um Empfangen zu werben, um mit der Not der Landwirtschaft Pommerlands vertraut zu werden, erwidere ich Ihnen ergeblich, daß ich im Hinblick auf die mit unruhigen Schwankungen gegen die preussische Regierung inkongruente demagogische Forderungen des Landbundes es absehen muß, die Deputation zu empfangen. Vorläufig sind die Schwierigkeiten, unter denen die Landwirtschaft zurecht findet, der preussischen Staatsregierung hinreichend bekannt. Um Rahmen ihrer Zuständigkeit und nach der Maßgabe der Finanzkraft des Staates ist die Staatsregierung alles (1), was geeignet ist, diese Schwierigkeiten zu beheben, ges. Brauns.“

Es ist mit Evidenz anzunehmen, daß sich Herr Braun und Herr Steiger demnach einige Vertreter der Landwirtschaft kommen lassen werden, die ihnen den Dank „Achtzweier Bauern“ für das Interesse, das sie der Agrarnot gegenüber an den Tag legen, unterbreiten werden. Jure die Erregung der Landwirtschaft, die doch in erster Linie eine Folge des Verlangens der preussischen Regierung ist, macht Herr Braun die „demagogische Forderung des Landbundes“ verantwortlich. Man wird sich diesen Brief des Herrn Braun merken!

Deutschland und Afrika

Aktive Kolonialpolitik oder Stillsitzen?

Von H. W. Sigardt.
„In der Auffassung, als brauchen wir keine Kolonien, zeigt sich nicht nur ein unangenehmer Minimum, sondern auch ein Mangel an Einsicht für die treibenden Kräfte der Entwicklung der Völker und der Weltgeschichte. Die Frage steht nicht so: ob wir kolonisieren wollen oder nicht, sondern wir müssen kolonisieren, ob wir wollen oder nicht!“

Diese Worte des Kanzlers Bülow haben von ihrer Geltung nichts eingebüßt, sie kennzeichnen klar und eindeutig die Bedeutung der kolonialen Politik für die Zukunft des deutschen Volkes und des Reiches. Wenigstens ist der Wert der Welt nicht weniger vermindert, der Arbeitsmangel, die Arbeitslosigkeit, die Überfülle der Bevölkerung, die Mangel an eigenen Rohstoffen, das sind die gewichtigen Ergebenheiten, die eine aktive und nachdrückliche Politik im Sinne der Erreichung kolonialer Möglichkeiten als Lebensfrage erkennen lassen, neben der die Bedeutung so mancher vielbesprochenen inneren Reform zusammenkrümmt. Die inneren Streitigkeiten haben aber dazu beigetragen, daß das binnenländische Denken im heutigen Deutschland an Enge des Blicks und Gleichgültigkeit gegenüber der großen Entwicklungsergebenheiten in der Welt das der Vorkriegszeit noch übertrifft. Wo es sich genügt hat, freies es meist zu unruhigem Selbstglauben und einer Wohlstands-Problematik, wie sie sich bei den deutschen Gegnern der Kolonialpolitik, besonders in der „Liga gegen koloniale Unterdrückung“ bemerkbar machen. Deren Gedanken richten sich nicht Erreichbare an, sondern verneinen es mit der Begründung, daß das Erreichbare kein dem Unrecht an dem Begriff „Menschheit“ in sich trägt. Das Unrecht an eigenen Volk, das darin liegt, wird in der Gleichgültigkeit dieser Ideologie nicht bemerkt oder als sittliches Verbrechen auf die Verneinung des Nationalstaates als Lebensform einer Volksgemeinschaft begründet. Demnach erklärt sich zum großen Teil die Gleichgültigkeit der deutschen Öffentlichkeit, der meisten Parteien und ihrer Presse an den Vorkäufen in der Mandatskommission des Völkerbundes, an der kolonialen Bewegung und an der Kolonialpolitik der Reichsregierung, die bei allem guten Willen doch nur wenig vermag, solange sie sich bei ihren Forderungen nicht auf den einmütigen Willen des Volkes berufen und stützen kann. Daß die deutschen Kolonien als sogenannte Mandatsgebiete des Völkerbundes unter den Alliierten angeteilt wurden, daß diese feine „Gelt“ daraus machen, die Verwaltungsbereiche als nationalen Besitz zu betrachten und zu behaupten, ist bekannt, ebenso bekannt sind die Ansprüche Italiens auf Erweiterung seines Kolonialbesitzes. Italien befindet sich hinsichtlich seiner Bevölkerungsverhältnisse in einer der deutschen ähnlichen Zwangslage, es hat den Besitz von kolonialen Siedlungsland als Lebensnotwendigkeit erkannt und sucht seine Forderungen mit militärischen Mitteln und einer an Mäßigkeit kaum zu überbietenden Diplomatie nachdrücklich zu verfechten.

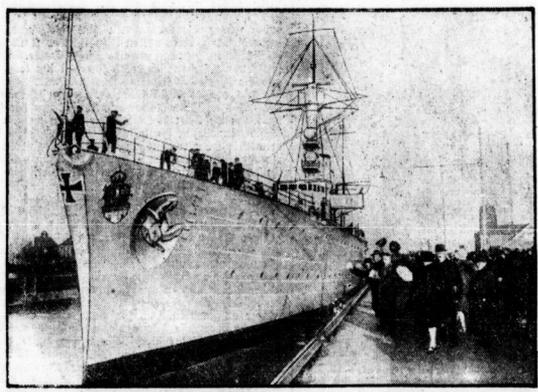
In Deutschland geht man an diesen Dingen leidenschaftlos vorbei. Die Kolonialdeutschen und die Kolonial-Gesellschaft unter Führung weniger Räte arbeiten zwar unermüdet und haben auch erreicht, daß die Liga von der kolonialen Unfähigkeit der Deutschen allmählich verkommen, sie haben verhindert, daß die Alliierten sich im Völkerbund gegenmäßig die Mandatsgebiete als ewigen Nationalbesitz befähigten, aber sie werden nicht in der Lage sein, diese beabsichtigte rechtswidrige Krönung des Raubes der deutschen Kolonien auf die Dauer zu verhindern, wenn nicht das ganze deutsche Volk hinter sie tritt. Daß die Proteste nicht ohne Wirkung blieben, beweist die Tatsache, daß man den letzten Schritt bis heute noch nicht gemacht hat. Aber er wird immer wieder von verantwortlichen Ministern der Alliierten erörtert, zugleich mit allgemein gehaltenen unbestimmten Versicherungen über Zuweisung eines kolonialen Mandats an Deutschland. Man spricht von Logo, von Kamerun, von Gebieten im Congo; Verhandlungsverläufe und Ansuchen, für deren Verwirklichung wir unseren Rechtsanspruch auf die Rückgabe der geraubten Kolonien niemals preisgeben können und dürfen. Das Geschäft wäre charakterlos und lächerlich.

Mitte Februar wollten französische Kolonial-Wirtschaftler und Politiker, der Senator Fernand, Graf de Audre, die Herren Weber und Dejoude in Berlin. Ihre Absicht war, gemeinschaftliche koloniale Arbeit deutscher und französischer Gruppen in gewissen Teilen Westafrikas anzuregen. Aus

„Kritische Bewegung“ der Bauernschaft die erforderliche Staatsautorität entgegenzusetzen und um die Verantwortung.“

Hindenburgs Gruß an die „Emden“

Der Empfang des heimgekehrten Kreuzers



Die Besatzung des nach sechsmonatiger Weltreise zurückgekehrten Kreuzers „Emden“ wurde von den Behörden und der Bevölkerung auf das herzlichste begrüßt. Reichspräsident v. Hindenburg hat an den heimgekehrten Kreuzer „Emden“ folgendes Begrüßungstelegramm geschickt:

„Kommandant, Offizieren und Mannschaft des Kreuzers „Emden“ rufe ich bei ihrer Heimkehr nach langer Fahrt ein herzlich willkommen in der Heimat an. Zugleich spreche ich die Besatzung meine Anerkennung für ihr mutiges Verhalten während der großen Reise aus.“

Magdeburger Börse

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Magdeburger Zucker, Chem. Fabr. Buckau, and various oils.

Leipziger Börse

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Leipzig Hyp.-Bk., Leipzig Zucker, and various commodities.

Berlin, 16. März

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Berliner Zucker, Berliner Mehl, and various goods.

Berliner Börse

Text describing the Berlin market situation, mentioning the grain market and the impact of the war on prices.

Eigene Funkmeldung

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Abkondensiert, Milch, and various food products.

Die Getreidepreise... man noch auf hohe Sägen... Getreidepreise in Berlin, 16. März.

Getreide und Produkte

Berlin, 16. März. Die ausländischen Weizenpreise... Getreide und Produkte in Berlin.

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Weizen, Roggen, and various grains.

Berlin 16. März 1928

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Berlin 16. März 1928, Berlin 16. März 1928, and various goods.

Berlin, 16. März

Berlin, 16. März. Die fremdwährige Stimmung... Berlin, 16. März market news.

Berliner Börse vom 16. März 1928

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Berliner Börse vom 16. März 1928, Berliner Börse vom 16. März 1928, and various goods.

b) Schiefer... Berliner Notierungen... Preise in Jg. in Deutschland für...

Metalle

Deutschland wieder größter Verbraucher... Metalle in Deutschland.

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Gold, Silber, and various metals.

Westeife

Bremer Terminverträge... Westeife in Bremen.

Amerikanische Börsenberichte

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like New York, Chicago, and various American market reports.

Chicago

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Chicago, Chicago, and various goods.

Vertical advertisement on the right side of the page, featuring a portrait of a man and various text elements.

Unterhaltungs-Beilage

Du liebes Wien

Roman

von Ernst Decsen

27

„Na, Buben, das habt ihr gut gemacht!“, rief eine hohe Gestalt, die aus der Ecke hervortrat. Es war der Bahnfriedrich. Die Buben hielten im Tollen ein, waren aber so vergnügt und hüßig, daß sie das Lachen ganz vergaßen, als sie den barhäuptigen „Kawuzel“ heut erbauten. Er kam heran, legte ihrem Herrn Lehrer die mächtige Hand auf die Schultern, holte dann einen Sessel herbei und stellte ihn in die Mitte des Kreises. „Und weil wir so schön beisammen sind“, sagte er, „so will ich euch etwas erzählen. Eine Geschichte. Zwar weiß man nicht, wer sie erfand, aber sie ist wahr, und wenn eine gute Geschichte keinen Dichter hat und wahr ist, dann heißt sie halt ein Märchen. Und wer sie hören will, soll sich zu mir setzen.“ Alle setzten sich, selbst die Christel, und Bahnfriedrich begann:

„Der alte Herzog Oftermann kam zu sterben und damals war es in der Welt wie heute, wo die große Abendsonne drüben unterging am Feuerhimmel des Westens. Als er sein Sterben fühlte, sprach Herzog Oftermann: „All meiner Wünsche Wunsch ist einer: mein ganzes Leben möchte ich noch einmal sehen. Wer es mir zeigen kam, soll meine Herzogskrone tragen, und wenn er ein Vagant ist — die Banner werden vor ihm niederfallen.“ Da war ein altes Männlein, verwitert wie ein Mineral, und schrie mit dünner Stimme: „Ich will's, ich will's!“ Die Grafen nannten ihn Der Hofgeschichtschreiber und einen Meister in den freien Künsten. Er schleppte in den Thronsaal ein ungeheuer dickes Buch, worin des Herzogs Leben aufgezeichnet war, weshalb es Lebensspiegellein hieß. Und begann zu lesen. Als er schon einen halben Tag daran war, feuerte Herzog Oftermann auf. Denn der Schreiber, fürchtete er, sei wie Thomas Haselbach, der 22 Jahre am ersten Buche des Jesajas las und nicht fertig wurde. Und als der Schreiber vorlas, wie des Herzogs schöne junge Gattin starb, wurde Oftermann blaß im Antlitz und schalt: „Müht du mir diesen Schmerz erneuern? Wenn es auch wahr ist, laß es weg, ich will nicht alles wissen.“ Und der Schreiber las dem Herzog weiter vor, was sich in seinem Lande ereignete; doch als das Jahr kam, wo das Heer des Herzogs eine Schlacht verlor, schlug er die Blätter um. Da wurde Herzog Oftermann noch zorniger und schrie: „Nun lässest du es weg! Es ist nicht wahr, weil es nicht ganz ist!“ Da schaute der Schreiber kläglich über die Brille, mit all seiner Künste Kunst wußte er nichts anzufangen; so klappte er das Lebensspiegellein zu und schlich davon. Der Herzog aber wurde traurig. Vergebens seiner Wünsche Wunsch, sein Leben schwand, er konnte es nicht hören.

Da nahte dem Schlosse ein Schwarm Vaganten. Der erste war ihr Führer, hatte schwarzes Haar, trug Blikaugen im Kopfe und eine Harfe im Arm. Und sprach: „Ich will dem Herzog seines Lebens Märchen sagen!“ Die Grafen wendeten die Köpfe und erwiderten: „Wie kannst du es, Vagant? Schon ist des Herzogs letzter Tag gekommen.“ „Und war es seine letzte Stunde,“ schrie der Schwarze, „ich kann's! Was ich erzähle, ist nicht deutlich wie der Welt gemeine Dinge!“ Sprach's und ging mit seinen Gefährten, die Gamben, Geigen, Harfen, Flöten und Hoboen trugen, in den Thronsaal. Hinter einem Vorhang erhob sich alsbald ein wunderbares Geklinge. Der Herzog horchte. Viermal erhob sich das Geklinge, viermal starb es ab. Als es zum letztenmal erstorben war, flüsterte der Herzog Oftermann gerührt: „Ja, das war mein Leben. Im ersten Teil war mit zumut wie damals, wo ich jung war, fed, voll troziger Entwürfe; und ein Gelübde war dazwischen, lieblich wie die Stimme der jungen Herzogin, die ich freite als mein Weib. Im zweiten Teil ward mir so fröhlich ums Herz wie damals, wo ich in den Mondnächten des linden Sommers mit der jungen Frau Herzogin um die Linde tanzte, leicht wie Alf und Rige. Im dritten Teile wieder ward mein Herz von Gram erfüllt, denn sie starb; mein Heer verlor am Fluße eine Schlacht und ich beinahe diesen Thron. Da war ich jahrelang voll Trauer; doch ich habe mich getröstet, indem ich meine Pflicht erfüllte. Im vierten Teile endlich fühle ich, was jetzt als Greis mein Herz bewegt, wenn ich unter des Domes Stuppel knie: es ist der Winter

meines Lebens. Dahin die trozigen Entwürfe, die Hoffnungen, das Glück, die Ruhmessehnsucht, der Sorgen schwere Bürde, die Bonnetage, frohen Nächte — verschwunden alles wie ein Traum; aber ich sehe meines Wirkens goldne Früchte und meiner Wälder Glück, und erhebe mich mit reinen Händen zu ihm hinauf: zu Gott. Ja, dieses Wunderkinder war das Märchen meines Lebens. Ich danke dir, Vagant, und allen deinen Gefährten. Wie aber, frage ich, kannst du mein Leben so genau?“

„O Herzog,“ erwiderte der Schwarzlockige, „ich kenne nicht dein Leben; ich habe auch dein Leben gar nicht erzählt, sondern meines!“

„Wie? Deines?“

„Ja. Denn, o Herzog, in Tönen ist das Leben aller Menschen gleich, des Herzogs Leben und des Vaganten Leben; der Künstler kann es sagen, weil er für alle Menschen leidet, jauchzt und fühlt. Und was du viermal sterben hörtest, ist nur ein einzig Leben. Wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter sterben, um das Jahr zu bilden, so sind vier Teile der Musik das Ganze eines ewig gleichen Geschehens. Und weil so vieles in eines schön zusammenfließt, so nennen wir's die Sinfonie.“

Da befahl Herzog Oftermann, der Vagant solle die Krone tragen, und die Banner fielen vor dem Künstler nieder. Der Herzog aber starb in Frieden, denn er wußte, eine Sprache gibt's, die nur Gebenedeute sprechen und damit herrschen über tausend stumme Herzen.“

*

„Denk nach, wenn ihr nach Hause geht,“ sagte Bahnfriedrich zu den Kindern, „das war das Märchen von der Sinfonie!“

In diesem Augenblick wurde die Stille von einem klatschenden Geräusch unterbrochen, dem ein leichter Aufschrei folgte. Alle Köpfe, die mitten im Märchen gehangen hatten, hoben sich und spähten in die Richtung, wo Fräulein Herdrig kauerte. Man sah nicht mehr genau und wenn man nicht genau sieht, vermutet man eben gern, und so glaubten die Kinder in ihrer Unschuld, es sei vielleicht ein vergessener Instrumentaleffekt der Sinfonie nachgetragen worden. Aber die Erwachsenen dachten nicht an den Schellenbaum, sondern hatten die Vermutung, es sei vom Maulschellenbaum etwas verabreicht worden und hatten damit recht. Denn Fräulein Herdrig, die ebenfalls ganz ins Märchen gesunken war und ahnungslos im Grase saß, hatte plötzlich eine zärtliche Künstlerhand um ihre Hüfte kriechen gespürt, denn kam eine heiße Wange, die sich innig an ihr Haar zu legen suchte wie der Mond an eine schöne dunkle Wolke, und da die Hand immer zärtlicher wurde und der Mond immer tiefer hinabschaukte, so wurde ihr schwül zumute, und halb unbewußt, halb selbstbewußt klatschte sie mit der Hand ins Finstere und erwischte dabei die andre abgewendete Seite des fremden Mondes, kurz, sie war ins Ohfeigenaustreten gekommen, und Herr Amandi hatte eine ausgesetzt, daß er plötzlich alle Sterne tanzen sah und es war doch alles schwarz wie der Weltraum. Der keusche Künstler hatte die Dunkelheit und den weichen Rasen benützt, um ein kleines Liebesmärchen wahr zu machen und eine schon längst brennende Sehnsucht in einem heimlichen Kusse zu bekennen, den er mit geübter Vorsicht zuerst in ein schönes Haar spitzte. Nun sprang er auf und wollte zu schwören anfangen, aber die Christel, die seine stille Arbeit schon längst beobachtet hatte, sprang auch auf und schrie mit unangenehm bloßstellender Stimme: „Sie erzählen uns nix! Nicht is! Ihnen g'sehen! Das g'frent mi!“ Und sämtliche Mondanbeterinnen erhoben sich nun und umringten die schlagfertige Herdrig und fielen laut von dem Lüftung ab, der den Ausklang der Geschichte gestört hatte, und als Amandi sich plötzlich ohne Anhang, aber den fürchterlichen Augen Bahnfriedrichs gegenüber sah, zog er es vor, im Dunkel zu verschwinden. Kurz, der klatsch auf seine Wade wirkte wie der Schuß, den einer in der Praterbude auf den schwarzen Punkt abfeuert und Kirsch und Jäger, Aoh und Hund, alle Figuren bewegen sich mit einem Male.

Es entstand ein Aufseher, die Mütter riefen nach ihren Buben, die Väter ordneten den Admarisch an, und alles machte sich zum Ausbruch bereit.

Da entzündete sich innerhalb der Esche ein Feuer, das die Flächen der Mütter im schrotigen Schein zu leuchten anfangen, und es sah aus, wie wenn die Kruppel eines Domes von innen brennen. Zugleich erschien der alte Kadeis auf einer Leiter und entzündete die Lampen, die nun an ihren Drähten schwingend wie große gelbe Tigeraugen durch die Nacht glühten. Hinter der Esche aber glitzte es auf — ein Knall! — und in feurriger Linie fuhr die Rakete durch die Luft, krümmte sich wie ein ungeheurer Zeigefinger über der Esche, zerplatzte, und wiere Funkenstöße ranten durch das Dunkel.

„Bravo, Sturmer!“ riefen die Buben in Erinnerung an die schönen Praterfeuerwerke, während Frau Clemy immer mehr in Verlegenheit geriet, denn die ganze Feier schien ihr mit einem Male eine Feier mit Anführungszeichen zu sein: in ihrem Herzen war eine gewitterte Unruhe: Godler spielte den Leuten den sorglosen Kavalier vor und schien sich selbst vor der Christel in bengalischer Beleuchtung zu setzen. Godler aber war in seinem Element. Er hatte sich mit dem Bürgermeister während des Märchens, das ihn langweilte, hinter die Esche begeben und sich einer vorbereitenden Tätigkeit hingegeben, während Krügl in dem Augenblick losschoss, als die durch die Ohrfeige gestörte Stimmung nach einer rettenden Sensation verlangte. Godler stand in Hemdärmeln und arbeitete im Schweiße seines Angesichts am Feuerwerk wie ein Artillerist hinter der Kanone; seinen weißen Rock hatte er abgelegt und über eine Stuhllehne gehängt. „Chinesische Nacht!“ rief er mit heiserer Stimme, „was sagst du, Schaberl? Großartig! Alles für dich!“ Clemy, die herangelommen war, biß die Lippen aufeinander. Ihre Unruhe wuchs, das Gefeiertwerden ward ihr bei jeder neuen Rakete peinlicher und peinlicher. „Wo zu denn das Theater, Godler? Aber, lieber Doktor, Sie meinen es ja gut! Ihnen dank' ich wirklich...“ wendete sie sich an den eifrig helfenden Bürgermeister, „aber ich weiß nicht — ich — Sie verstummte. „Wenn es nur schon vorüber wäre!“ dachte sie bei sich, „nur schon ausgelöscht...“

In diesem Augenblick fuhr ein Windstoß, während in die Kronen der Kastanien und hauchte Clemys leichtes Sommerkleid, als wolle er ihr's vom Leibe reißen. „Meine Herren!“ rief sie, „schaut, es kommt ein Wetter, der Herrgott selbst will's nicht!“ Godler schaute sie mitleidig über die Achsel an. „Aber Gnädigste!“ rief der Bürgermeister, der vor dem Wetter noch rasch seine innersten Absichten unter Dach und Fach bringen wollte, „wissen Sie denn nicht? Es ist doch Ihr Geburtstag morgen?“

„Gatuliere!“ schrie Godler und feuerte seine Rakete ab, „achtunddreißig!“ „Gatuliere!“ Der Bürgermeister machte so, als habe er die ungarische Entschüllung überhört und in seiner Lage war es auch leicht, denn der lauernde Wind kam ein zweites Mal mit wütender Stimme herbei, er heulte und fauchte vor Zorn, packte die Bäume mit Riesensäufen an Hals und schüttelte sie, daß sie ächzten, warf ihre morschen Zweige zu Boden, wie wenn er alles Kranke abschlagen wollte, er blies in die Lampen und löschte sie mit einem Schläge. Und plötzlich ward für einen Augenblick der Garten blauhell, daß man die Umrisse der Bäume schwarzgrün in das Licht hineinsehen sah. Gleich darauf ein hohes Knattern wie wenn Badpapier entzweierrissen würde, ein Erdbeben, ein eisernes Herabfallen, das in einem schwerhüllenden Schlag endigte. Der große himmlische Ofen schien geplatzt zu sein.

„Bravo, Sturmer!“ hörte man den alten Kadeis schreien, der von der Flucht der Götze fortgerissen wurde, doch sein Bravo galt dem Feuerwerker im Himmel, der es noch viel schöner konnte als der Herr Baron. Alles stob davon, die Kinder quietlichten, die Damen piepsten, die Väter kommandierten, Grazian erwischte seine Mutter Christel unterm Arm, und in einem Augenblick war der ganze Garten leer.

Godler ließ alles liegen, rannte an Clemy vorbei und um die Esche herum ins Salettel, wo er sich häuchlings auf eine Orchesterbank warf. Eine neue fürchterliche Helle, ein neuer Eisenkugelschlag, der Ofen da oben hörte nicht zu plagen auf. „Gräßlich, gräßlich!“ seufzte Godler und stopfte sich die Zeigefinger in die Ohren.

„Komm mit uns hinaus!“ sagte Frau Clemy wie erleichtert, „es ist ja nur ein paar Minuten...“

„Dho!“ warf Herdriz ein, „er geht hinaus und holt uns einen Schirm. Wir warten im Salettel.“

Mein der gute Bürgermeister war schon um diesen Schirm, der des Festes Ende bedeutete, hinaufgehoben und Godler lag und ließ ihn laufen.

Die Götze des Regens schossen durch die Bäume herab, denn die himmlischen Spülweiber hatten es auf die Gartenengel abgesehen und leerten die vollen Kübel über das Dach, daß es nur so prasselte und in ganzen Breiten vor dem Eingang plätschend

und klatschend herabsieß; der Sommerstaub und die Gartenengel wurden abgewaschen und Frau Clemy, die auch ihr Teil bekam, fühlte fröstelnd nach ihrem regenfeuchten Saar.

„Fürchtest du dich denn? Mir scheint, du fürchtest dich?“ fragte Herdriz den Baron.

„Fürchten? Wer tut sich fürchten? Vielleicht du!“ fuhr er auf. Aber kaum hatte er es gesagt, als er zusammenguckte und sich auf die Bank zurückwarf. Ein Blitz und unmittelbar darauf ein grauenhafter Schlag. „Nur von einem Blitz zum andern bin ich halt nervös“ sagte er in die Bank hinein. „Schts nur Ihr allein hinauf. Ich bleib da, hier ist man am sichersten.“ Er winkte sie mit dem Weine weg.

„Gut, gut! Wir sind nicht nervös. Adios! Uebrigens, man kann nicht wissen.“ — in ihrem Gesicht sahen die kleinen Teufel und sie nahm eine hohe Stimme an — „Phisit studiert hat so ein Blitz nicht.“ Sie dehnte das Wort warnend und weidete sich ein bißchen an seiner Angst. Dann nahm sie seinen Rock, den sie auf der Stuhllehne gefunden und mitgebracht hatte, und hängte ihn ihrer Schwester über die Schultern. Aber Frau Clemy nahm ihn herunter. „Weißt was? Ich werd' ihn anziehen. Er ist wärmer.“ Sie schlüpfte in den weißen Herrenrock, die Ärmel waren ihr zu lang, über der Brust konnte sie ihn gar nicht zuknöpfen, aber es war lustig und sie schob die Hände tief in die Taschen. „So. Manil!“

„Gewitterzauber!“ rief Herdriz und trompetete Gott Donners Sammelruf: „Heda! Heda!“

Die Frauen hoben die Röcke und ließen auf den Fußspitzen über den weichen Boden, Leib an Leib, als würden sie dadurch weniger naß. Das Wasser troff aber aus ihren Figuren und rann flüelnd in den Rachen, bald klatschten die Röcke um ihre Knien.

Als der Bürgermeister endlich einen Schirm aufgabekalt, sich durch die Schar der Flüchtlinge durchgewunden hatte und wiederkam, konnte er bei seinem Freunde Godler sitzen, denn die Damen waren längst im Trocknen. Die Rettungsperpetuum kam zu spät. Da waren nun die beiden Herren beisammen im Salettel unter Donner und Blitz, beide voll Nerver gegen den Himmel. Während aber Godler hilflos lag und hinter Frau Clemy herfluchte, die eigentlich an allem Schuld trug, segnete sie der andre, den Schirm zwischen den Knien, denn einer ihrer schönsten Blide war sein geworden und blieb es, und auf der Straße seiner Hoffnungen brannten wieder glühende Laternen trotz Regenguß und Windeswut.

Wenn man so recht vom Regen gewaschen ist, wie Clemy und Herdriz, und nun schön kühl im Zimmer sitzen kann, die trockene Wäsche an den Gliedern spürt, der Teeduft aus der warmen Kanne streicht, dann lehnt man sich behaglich ins Sofa zurück, die Kängelampe beleuchtet friedlich die Welt und ihre Ordnung, draußen zischt der Regen nieder, der Donner klickt noch an den Fensterrahmen, man läßt es zischen und klirren, es bleibt halt draußen wie die ungenuten Gedanken.

So sah denn nun Herdriz vergnügt in ihrem kleinen Zimmer, sah ihrer Schwester ins Gesicht und lachte über das zerronnene Gartenfest und über den tapferen Baron, den der Blitz in einem offenen Arrest vielleicht die halbe Nacht gefangen hielt. „Eigentlich tut er mir leid in seinen Hemdärmeln“, sagte Herdriz während sie eine neue Schale eingoß. „Aber das kommt davon, wenn man sich fürchtet.“

Clemy antwortete nichts. Sie sah, den Kopf in den Händen, schaute ins Zimmer hinein und träumte, während der Regen fiel. Da stand ein Gitterbett und an dem Gitter traggelte ein blonder Bub in die Höhe, der rieb ein Auge mit dem Finger und sagte: guten Morgen, liebe Mutter!

„Aber, wenn er nachdenken möcht, hält er vielleicht auch davon etwas, nicht? Es gibt lächerliche Situationen, die doch ihre erste Seite haben, denn sie zeigen uns unser ganzes Leben. Nicht?“

„Ja, ja“, sagte Clemy verloren und hob ihren blonden Buben aus dem Gitterbett.

„Wenn der Baron seine Hemdärmelgeschichte genauer anschauen möcht, so könnt er draufkommen: so geht's mir mein ganzes Leben. Nicht nur diese Nacht. Immer in bengalischer Beleuchtung, immer festlich inszeniert — und schließlich in einem rheumatischen Salettel gefangen. Schau, wenn —“

„Ja, ja“, sagte Clemy und küßte ihren Buben ab.

— wenn nämlich, ich nehme nur so an,“ erklärte Herdriz, „wenn er, sagen wir, Schiffskapitän vom Nord war, zwischen Triest und Bombay, oder Plakkommandant in Cattaro, versteht, dann wär' er vielleicht ein Held. Aber, wenn er sein ganzes Leben unter der Esche sitzen muß, wie soll er ein Held sein? Der Mut braucht Gelegenheit, sonst rostet er ein wie eine schöne Stimme, die nie zum Singen kommt. Wohin mit der Kraft? (Fortsetzung folgt.)

Wenn der Schnee schmilzt.

Stizze von Emil Rath.

Warme Sonne rieselte über die Berghänge, hinterließ goldenes Leuchten auf dem fleckenlosen Schnee, und dem Franz weitete sich das Herz, als er hier und da aus dem harten Weiß dunkles Felsgestein hervortreten sah. Nicht lange konnte es mehr währen, dann reiheten sich die dunklen Flecken zu einer dunklen Linie, die am Berg schmelzeln höher froh, bis die Aly wieder im vollen Grün stand. Dann ging es hinauf auf die Senne — ihm wurden Herz und Kehle plötzlich froh, und er ließ einen Zauder los, daß die Stube dröhnte und die Mutter im Lehnstuhl am Ofen erschrak und eine Masche vom Wollstrumpf fallen ließ.

„Jesse“, topfschüttelte sie, „was hast Du denn?“

Statt aller Antwort stellte er sich breitfüßig vor das kleine Fenster hin, versenkte die Hände in beide Hosentaschen und pfiß ein wenig falsch, aber desto heller: „Wenn's Mailüsterl weht —“ Plötzlich brach er ab und spähte neugierig durch die Scheiben auf die Straße.

Da kam der Haberstroßheini mit einem Herrn daher in grausam feinem Pelzwerk — so ein rechter Stadtfraz. Franz lächelte Was der wohl hier oben wollte? Er spürte eine kleine Unruhe in sich und wandte sich zur Tür.

„Wo willst Du hin?“ meinte die Mutter erstaunt.

„In den Stall!“ antwortete er gleichmütig, trat hinaus und sah lange den beiden nach, wie sie die tiefverschneite Straße nach Gruslingen zu stapfen.

Franz wachte es so einzurichten, daß er wieder vor der Tür stand, als der Heini nach fast drei Stunden zurückkam.

„Grüß Gott, Heini. Schwere Weg gehabt, eh?“

Heini nickte. „Man muß halt so langsam gehn. Die Stadtfrazen sind's net gewohnt, das Steigen im Schnee.“

„Wohin wollt er denn?“

Heini war etwas verlegen. „Zur Sefi Meidinger halt. Montags soll ich wieder fort mit ihm.“

Der Franz schludte. „Also — hm — also — zur Sefi. Was hat der Fratz da zu schaffen?“

Die Köheln Heinis zuckten zweimal: „Weiß net. Sind aber miteinander guat befannt. Den Schmatz kunnest hörn drei Meilen weit, den er ihr —“

„Schon gut!“ winkte Franz ab. „Anderer Leut Spusieren geht mich nichts an. Grüß Gott, Heini!“ Damit trat er ins Haus und schmetterte das Tor krachend zu. Gerade heute wollte er auf ein, zwei Stündlein zur Sefi. Gut, daß er den Heini gefragt. Da war er ja doch überflüssig. Bis zum Montag — jatra, jatra! Vier Tage und vier Nächte! Es löchte in Franz. Gewiß, er hatte der Sefi nie gesagt, wie lieb er sie — und nun kam so ein „Lepp“ daher und — nein, es war zum Auswachsen. Und vier Tage lang hörte man vom Franz kein gutes oder frohes Wort.

Montags war ihm jede Arbeit zuwider. Die Mutter konnte sich seine Unruhe nicht erklären. Wohl zehnmal lief er vor das Haus, schaute links und rechts, ging in den Stall zurück und warf dort mit allerlei Gerat um sich, daß es nur so schepperte. Wie er nun zum zwölften oder gar dreizehnten Mal vor dem Tor stand, erblickte sein geübtes Auge zwei Gestalten, die von der Höhe herabkamen. Kein Zweifel: das war die Sefi mit ihrem Stadtfraz. Schleunigst verschwand Franz im Hause und stellte sich hinter die Gardine, von wo er gut die Straße betrachten konnte. Da schritten die beiden vorüber: Sefi, blühend wie eine Alpenrose. Ihr Arm hing in dem des andern, der selbstgefällig unter dem grünen Hut mit dem mächtigen Gamsbart vor sich hinblidte und dem munteren Geplauder der Sefi zu lauschen schien. Jetzt lachte sie gar hell auf — das fuhr dem armen Franz wie ein Stich durchs Herz. Er starrte noch, als die beiden längst verschwunden waren.

Wie gebrochen setzte er sich in den Lehnstuhl, den er sonst als Ruheplatz verschmähte. So sind die Weiber! Noch auf der letzten Kirchweih hatte er der Sefi so ein kleines Korallenherz an einem Sammelbände gekauft. Für ihren Dankesblick hätte er dem Krämer am liebsten seinen ganzen Laden abgehandelt — und nun! Vier Tage und — er wagte sich nichts mehr auszu-denken, gab sich einen Ruck und ging an die gewohnte Arbeit.

Die Sonne meinte es tag-lang gut; immer höher stieg an den Bergen der dunkle Schatten, von der Höhe der Straßen rieselte ununterbrochen das Schmelzwasser zu Tal, ferne Lawinen donnerten — Tauwind. Föhn. Der Schnee schmolz.

Mit verdrossenen Augen schaute Franz von der Schwelle des Hauses den seltsamen Wolfengebilden nach, die im Föhnwirbel aufwärtszogen. Als sein Blick den Boden suchte, fuhr er zusammen: halb schaute aus dem schmelzenden Schnee neben der Türschwelle etwas Neues. Seine Ahnung trog nicht: ein Korallenherz am schwarzen Bande. Das Korallenherz, das er Sefi geschickt. Hatte er vorher noch geschwankt — jetzt wachte er's: sie hatte ihm das Herz vor die Tür, gleichsam vor die Füße geworfen. Daß es vor dem Fenster gelegen, danach fragte Franz nicht. Wilde Lust kam über ihn, es einmal recht toll zu treiben, den nagenden Schmerz zu betäuben. Heute war im „Braunen

Barren“ zu Gruslingen Lanz. Zum Schluß wachte es wagt in ein wenig Kauferei geben, — wenn schon. Dazu war er recht in Stimmung. Der Mutter, die fragend zusah, wie er den Sonntagssanzug aus der Truhe nahm, sagte er kurz: „Ich gehe nach Gruslingen 'nauf!“ Wachte die Mutter denken, alles sei noch wie sonst. Denn er wachte, daß sie der Sefi gut war.

Es dämmerte schon, als Franz die ersten Häuser von Gruslingen hinter sich ließ. Das Dorf war weit auseinandergezogen, und der „Braune Bar“ lag ziemlich am anderen Ende. Wie von ungefähr huschte Sefi Meidinger daher. Ein kleiner Schrei der Überraschung: „Franz! Du?“

„Gelt, schlägt Dir das böse Gewissen? Meinst eh, ich wär ein Gespenst?“

Verlekt fragte sie: „Warum so garstig!“

Wie ein Sturzbach brach es da hervor aus ihm: „Meinst eh, da könnt man lieb zu Dir sein, wenn Du einem das Herz vor die Füße wirfst und so einen noblen Stadtfraz herbergst, eh? Zum Spielen bin ich mir zu schäd!“

Schmelzeln legte Sefi die Hand auf seinen Arm: „Geh, das war doch mein Bruder! Der ist Art in Stuttgart!“

Witztraulich legte Franz den Kopf auf die Seite: „Mag schon wahr sein. Aber nein — das rote Herz —“

Sie bettelte: „Gib's her! Ich hab' es die ganzen Tage gesucht. Als ich neulich vom Bahnhof zurück kam und bei Deinem Haus vorbeiging, konnt' ich's nicht laffen, ich hab mich auf die Behen gestellt, und wollte durch das Guderz im Fensterladen in Dein Stübel schauen — und dabei — geh, gib's her, das Herz!“

Franz machte ein grausam ernstes Gesicht: „Das Korallenherz — behalt ich.“ Sie zog schein ihre Hand zurück, doch sein Gesicht kam dem ihren ganz nahe, und leise sagte er: „Willst Du nicht — lieber mein anderes Herz?“

Sie gluckte hell und fein auf, ein glückliches Lachen, das an seinem Munde erstidte.

Vom Landschulmeisterjohn zum Pianofabrikanten

Wie vor 100 Jahren die Firma Ritter begründet wurde.

Karl Friedrich Ritter wurde am 7. April 1797 in Frankleben bei Merseburg als Sohn eines Schulmannes geboren. Schon seine Ahnen waren Lehrer gewesen. Da ihm die dortige Schule zur weiteren Ausbildung nicht genigte, besuchte er das Gymnasium in Merseburg. Als 1813 das Vaterland in Not war und der fürsorgliche Vater ihn von den Strapazen des Krieges zurückhalten wollte, hatte er sich nachts stillschweigend aus dem Staube gemacht und sich von den Büzkowschen Reitern anwerben lassen. Im Jahre 1815 gesund und mit Ruhm bedrängt heimgekehrt, schien es ihm für ein Studium zu spät zu sein und auch die lieben Verwandten rieten ihm, das „goldene“ Handwerk beim Glasermeister Lindenlaub in Merseburg zu erlernen.

Nach Absolvierung einer dreijährigen Lehrzeit schmürte er sein Bündel und ging, wie sich das damals für jeden tüchtigen Handwerksgelesen gezieme, auf die Wanderschaft. In Baden-Baden fand er Arbeit und machte daselbst die Bekanntschaft mit einem alten Klaviermacher, dem Meister Wittum. Dieser hatte sehr bald die Intelligenz des jungen Mannes entdeckt, so daß es ihm nicht schwer fiel, ihn für die edle Klaviermacherei zu interessieren. Kurzerhand faßte Karl Friedrich Ritter so den Entschluß, die Glasererei an den Nagel zu hängen und sich bei Meister Wittum in seine zweite Lehre zu begeben. Da ihm Zuschüsse von daheim versagt waren, mußte er sich bei freier Wohnung und einem geringen Lohn zunächst kümmerlich durchhelfen; aber der Meister sah sehr bald, was ihm der junge Mann leistete und entlohnnte ihn dann auch entsprechend.

Nachdem auch diese Lehrzeit vorüber war, ging Karl Friedrich Ritter nun als Klaviermacher in die alte Hochburg der Klavierbaukunst, nach Wien. Seine dortige Tätigkeit bedeutete für ihn die hohe Schule im Bau von Tafelform-Instrumenten und Flügeln. Hier hat er seinen Wissensdurst gestillt. Nachdem er sein Können auch in anderen Werkstätten erprobt hatte, kehrte er nach seiner Heimatstadt Merseburg zurück, um mit seinen Gespartnissen in einer kleinen Werkstatt eigene Meisterwerke zu schaffen. Und diese fanden so ungeahnt schnellen Absatz, daß er sich schon nach kurzer Frist veranlaßt sah, nach einer größeren Werkstatt Umschau zu halten. Kurzerhand entschloß er sich, ein ihm vorteilhaft angebotenes Grundstück an der Ritterstraße-Gaue käuflich zu erwerben und nun wurden Gesellen eingestellt; denn das Handwerk blühte.

Da nun in ein eigenes Heim auch ein eigen Weib gehört, hielt Karl Friedrich Ritter nach einem solchen Umschau und vermählte sich mit Frau Rosine Dorothea Usms. Trotz gemeinsamen emsigen Schaffens, ward es dem jungen Paare nicht leicht, sich durch die schweren Zeiten hindurch zu kämpfen. Unmählich wurden jedoch auch diese Sorgen überwunden, denn der Baum hatte Wurzel gefaßt.

1863 verstarb der Gründer des Hauses Ritter. Doch der Tod wurde ihm leicht; in seinem Sohne hatte sich der Alte einen würdigen Nachfolger erzogen, der des Vaters Erbe fortsetzte und ausbaute.

Küchen-, Keller- und Tafelgeschichtchen

Von Kory Towska, Wien.

Ein ungarischer Edelmann, Kenner und Verehrer guter Weine, war einst bei einem Prälaten zu Tisch geladen. Obwohl ihm der saure Trunk nicht mundete, sagte er doch beim Aufstehen: „Vinum est bonus.“ Der gelehrte Birt wunderte sich über den Sprachschitzer seines Gastes, war jedoch zu höflich, ihn zu verbessern. Bald darauf wurde eine bessere Sorte Wein aufgetragen, und der Ungar sagte nunmehr richtig: „vinum est bonum.“ (Der Wein ist gut.) Befragt, warum er sich vorher den Fehler habe zuschulden kommen lassen, da er doch, wie sich jetzt zeigt, die lateinische Sprache beherrsche, antwortete er: „Domine, quale vinum, tale latinum. Herr, wie Dein Wein, so mein Latein.“

Ins politische Gebiet gehört die Bezeichnung „Macedoine“, das ist eine Speise, die ein Gemisch aus verschiedenen Früchten oder Gemüsen darstellt und auf das Völkergewirr am Balkan anspielt. Allerdings sind die Macedoines, die unsere Köche und Köchinnen zusammenstellen, ein Kinderpiel gegen das Mißgericht, das einst der französische Reisende Bran de Buxfer essen mußte, als er einem Diner in einem arabischen Hause in Damaskus bewohnte. Man saß mit getrunkenen Weinen auf Kissen um einen Tisch herum, der nur einen Fuß hoch war, drei arabische Herren, der Franzose und eine arabische Dame, neben die der Gast zu sitzen kam. Das Essen bestand aus einem Dutzend Schüsseln, die alle zugleich aufgetragen wurden. Sie enthielten Suppe, Geflügel, Reis, Fischlöcher, gehacktes Fleisch, Trauben, Granatapfel, Datteln und Konfitüren. Jeder lud — nebenbei gesagt mit den Fingern — von allen Speisen zugleich auf seinen Teller. Aber nicht genug damit: die schöne Araberin griff mit ihrer gepflegten Hand in den Teller des Franzosen und suchte sich ein besonderes Stück aus, das sie herpeifte, worauf man dem besondern Gast erklärte, daß sei eine große Gunstbezeugung, und er habe das Recht, sich durch einen Griff in den Teller der Dame zu entschädigen. Als dann die Schöne im Verlaufe des Diners eine Handvoll Hackfleisch nahm, einen Knäuel daraus formte und ihn dem Europäer in den Mund steckte, erklärte man ihm auch das für landesübliche Liebenswürdigkeit. So viel Miß-

maß war aber Herrn de Buxfer zu viel. Er sagte nachträglich zu einem Freunde, um diese Macedoine zu vertragen, müsse man ein Alexander der Große sein.

Einer der stärksten Männer, die je lebten, war zu Maria Theresias Zeiten der königliche Leibgardeist Georg Bessenhei, der einen ausgewachsenen Stier leicht in die Höhe heben konnte. Allerdings aß und trank er auch danach. Als er einst bei einem Verwandten zum Namensfeste geladen war, wo nach damaligem Gebrauch viererlei Eingemachtes, Mehlspeisen und Braten nebst reichlich viel Wein auf den Tisch kamen und er sich von jedem Gericht zweimal und immer doppelt so viel als die anderen genommen und zu jeder Speise zwei Glas Tokajer getrunken hatte, sagte die Hausfrau zu ihm, getreu ihrer Gewohnheit, die Gäste zu nötigen: „Ei, lieber Bette, machen Sie's nicht so wie die heutige Jugend, die nicht mehr weiß, wovon unsere Väter lebten. Es gibt noch etwas Schinken, kosten Sie ihn wenigstens!“ Worauf Bessenhei den ganzen Schinken vertilgte und einen halben Laib Brot dazu.

Daß aber auch ein Butterbrot ein Göttermahl bedeuten kann, erzählt einst Kaiser Napoleon III. Als junger Prinz lebte er mit seiner Mutter, der Königin Hortense, eine Zeitlang in Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte. Eines Tages wollten seine bürgerlichen Mitschüler wissen, ob er auch bestraft werden würde wie sie, falls er etwas ausbede. Um sie nicht lange im Zweifel darüber zu lassen, kaufte er Bündelchen und geschlug sie während des Unterrichtes. Die Folge war eine Karzerstrafe über Mittag bei Wasser und Brot. Seine Mutter, die Königin, aber verordnete, daß ihm auch diese Kost entzogen werden sollte. Und so mußte er hungern, obwohl Knaben in seinem Alter das Essen schwerer entbehren als Erwachsene. Das schien dem mitleidigen Herzen der Gattin des Schuldirektors zu hart, und sie sandte dem Gefangenen heimlich ein mächtiges Stück Butterbrot „Frau Hofrätin“, sagte der Prinz später, seinen Dank abstattend, „dieses Butterbrot im Karzer — nie hat mir etwas so vortrefflich geschmeckt, und nie wird mir je wieder etwas so schmecken!“

Die tägliche Frage

Frage: Woher stammt das Wort Kellner?

Antwort: Das Wort Kellner ist aus dem althochdeutschen Kelnari entstanden, dieses wieder aus dem lateinischen cellarius, welches „Aufseher der Vorratskammer“ (in Speisehäusern) bedeutete.

Rätsel.

Rätselsprung-Rebus.

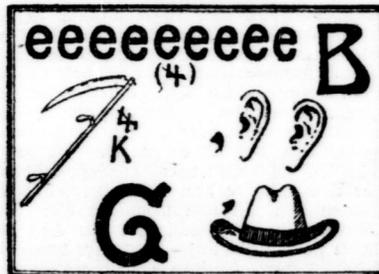


Länderrätsel.

1 O . X g . 2 N . . . X . . n . 3 P . . .
 X . . 1 . 4 W X g . 5 R . . X . . .
 d . 6 S . X n . 7 S . X n . 8 M . . .
 X o . 9 P . . X . . n . 10 K . X . a .
 11 G . . . X . . a . 12 U . X . n . 13 M . . .
 X . o . 14 B X o .

Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen. Die auf X entfallenden Buchstaben nennen ein europäisches Reich. Die 14 zu ratenden Länder liegen: 1—8 in Europa; 9—10 in Asien; 11—12 in Amerika; 13—14 in Afrika. 14 ist ein Doppelwort.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus der vorigen Rätsel-Lösung

„Problem „Die Skifahrer“.

Der Schlüssel zum Problem liegt in den Skispuuren. Man folgt den Skispuuren links oben beginnend, liest erst in jeder Zeile die Buchstaben unter der linken, dann unter der rechten Spur und fährt so fort. Dann erhält man, indem man zuletzt die Buchstaben, auf welche keine Spur hinweist, abliest:

„Uebung macht den Meister.“

Geographisches Zahlenrätsel.

- Alagenfurt
- Treuen
- Franzfurt
- Gera
- Genf
- Erfurt
- Genf
- Genua
- Ungarn
- Furka.

Bilderrätsel

„Prüfe alles und das Beste behalte.“